

Tassen, einer Zuderboje und einem sogenannten Komfoortje (einem Wärmebecken, das mit ausgebranntem Torf geheizt wird) auf dem Tische stehen, damit etwaige Begierde der Hausbewohner oder gelegentlicher Besucher auf der Stelle befriedigt werden können. Zum nämlichen Zwecke behauptet auch die große Theemaischine mit dem Wasserfessel stets ihren Platz in der Wohnstube, und zu welcher Tageszeit man auch eintritt, fällt immer wieder vom traulichen Singen des letzteren herab. Um halb zwölf Uhr nimmt die Kaffeetafel die Stelle des Theetisches (trekpot) ein und man trinkt zwei Tassen Kaffee, wobei wahres Miniaturgebäck verstreut wird. Es kommen nämlich zwei sogen. Trommeln (ladrechte Bischen von Blech) auf den Tisch, deren eine mit ganz kleinen Zwiebacken, die andere mit winzigen Dregeln gefüllt ist. Aber so atomartig dieses Nachweil auch ist, ich möchte niemandem raten, mehr als zwei der kleinen, aus Weist, Butter und Zuder freiten Wehen aus ihrem blechernem Behälter hervorzuholen; das wäre ein arges Verstoß gegen die alte nordholländische Sitte. Das Mittagsessen wird erst um drei Uhr eingenommen. Es giebt in der Regel keine Suppe, aber ausgezeichnete Braten jeder Art, vortreffliche Gemüse, die nur in Wasser abgekocht sind und dann mit Butter servirt werden, und vorzüglich Kartoffeln. Daß an Fischen kein Mangel ist, versteht sich von selbst, doch werden dieselben im Sommer von manchen Familien nur Sonntags gegessen. Im Winter giebt es an Salm- und Fischearten eine besondere Delikatess: wilde Kaninchen mit Pfefferbrei. Die Sitte, daß sämtliche Dienstboten mit der Herrschaft an einem und denselben Tische essen, findet man noch in vielen Häusern, selbst in denen mancher Angeesehenen und Reichen. Gegen fünf Uhr nachmittags erscheint wieder die Theekanne, und in der besten Zuderzeit trinkt man in Ermangelung guten Wassers oft fünf bis sechs Tassen. Um sieben Uhr giebt es wieder Kaffee, und zwar in der nämlichen Weise wie morgens um halb zwölf. Das Abendessen wird um zehn Uhr abends eingenommen und besteht in den meisten Haushaltungen aus Thee, Butterbrot, Eiern und Käse.

In Nordholland herrscht ein ziemlich reges gesellschaftliches Leben, und in diesem spielen die materiellen Genüsse eine nicht unbedeutende Rolle. Jedem, der einer Familie einen Besuch, wenn auch einen noch so kurzen, macht, wird eine Tasse Thee oder Kaffee angedoten. Selbst in Kaufleuten werden bekannte Kunden diese beiden Getränke offerirt.

Der Gesellschaften giebt dreierlei Art. Zur ersten Kategorie gehören die Kaffeegesellschaften, die von zwölf bis zwei Uhr stattfinden, in denen anfangs Kaffee und um ein Uhr irgend ein kleiner nicht feiner Gebäck präsentirt wird, letzteres in sehr eleganten „Trommeln“. Bei diesen Kaffeegesellschaften fällt der Frau vom Hause eine eigenthümliche Funktion zu. Außerdem daß dieselbe den Kaffee mit der gehörigen Würde und Grazie einzuschütten hat, muß sie nach Verabreichung der Koffation auch sämtliche Tassen spülen und eine äußerst feine kleine Serviette, und je mehr Gewandtheit, Raschheit und An-

muth sie dann beim Eintauchen und Abtrocknen der Tassen entwickelt, desto höher steigt sie in der Meinung ihrer Gäste, denen keine ihrer Bewegungen entgeht.

Die Diners bilden die zweite Art der Gesellschaften, und da, wo einiger Wohlstand herrscht, liefern Klüde und Keller stets etwas Gutes, oft etwas feines und köstliches. Die Abendgesellschaften sind jedoch die häufigsten. An einem großen Tische sitzen die Damen und an einem oder mehreren andern im Nebenzimmer die Männer, die Karten spielen, politisiren und tüchtig rauchen. Um zehn Uhr beginnt das Souper, bei dem es in der Regel ebenfalls hoch hergeht. In den Häusern der Reicheren wird bei dieser Gelegenheit viel Kunst mit feinem holländischen Porzellan getrieben, das überhaupt in Nordholland noch in ziemlich heilem Ansehen steht. Das letzte Glas wird gewöhnlich auf das Wohl des Königs geleert und nicht selten erhebt sich dann die ganze Versammlung und singt mit großer Begeisterung das schöne niederländische Volkslied: „Wien Neerlands bloed door de aderen vloed“ (wem niederländisch Blut in den Adern fließt). Nur der Wetteile in der Gesellschaft darf das Zeichen zum Aufbruch geben, und dann verabschieden sich alle ohne Ausnahme von Wirth und Wirthin; daß einige früher, andere später gehen, kommt nicht vor. Jeder Gast legt, bevor er aufsteht, das Trümpflein bei den Dienstboten unter seine Tasse oder seinen Teller. Wenn Anseherndergehen zuft einer dem andern zu: „Ik dank u vriendelijk gezelschap.“ (Ich danke für Ihre freundliche Gesellschaft).

Von den Gebräuchen und Festlichkeiten bei besonderen Gelegenheiten, die zum Theil viel Eigentümliches haben, sind zuerst diejenigen zu erwähnen, welche bei der Geburt eines neuen Weltbürgers üblich sind. Ist in einem Hause ein Kind geboren worden, so wird täglich ein Zettel an das Fenster gehetzt, worauf geschrieben steht, wie sich Mutter und Kind befinden, und sein Vermögen des Orts geht vorüber, ohne dieses Vorklein zu sein. Drei bis vier Wochen nach der Entbindung giebt die Wöchnerin allen ihren weiblichen Verwandten und Bekannten eine Gesellschaft; ist die Zahl derselben zu groß, so werden sie zu verschiedenen malen eingeladen. Diese Gesellschaften, welche Kraamwifjes genannt werden, beginnen um zwölf Uhr mittags, und dabei wird Kaffee präsentirt, zu welchem feine Butterbrote und kleine veredelte Anstüchen gegessen werden. Ist das neugeborene Kind ein Knabe, so sind die letzteren mit einem krausen Zuderzuck versehen; ist es ein Mädchen, so ist der Zuß glatt. Die Wiege steht in der Mitte des Zimmers, und die Gepräche drehen sich natürlich hauptsächlich um den neuen Weltbürger und dessen Eltern, sowie um andere Kraamwifjes der letzten Zeit. Bei der Taufe finden keine bemerkenswerthen Festlichkeiten statt; die Ceremonie wird aber stets in der Kirche vorgenommen, und es gewährt einen ganz eigenthümlichen Anblick, wenn in den ersten schönen Tagen des Frühlings von allen Seiten die Taufkinder, die man während des Winters nicht der kalten Luft ansiehen mochte, nach der Kirche getragen oder gefahren werden.

Land- und Hauswirthschaft.

Einiges über den neuen Süßstoff Saccharin.

(Zweite Mittheilung.)

Die erste Mittheilung über das Saccharin, vom Vorstande der landwirthschaftlichen Versuchsanstalt für Rheinpreußen, Dr. Stüger in Bonn, als das „jüngste Wunderkind der Chemie“ bezeichnet, wurde den Lesern dieses Blattes in Nr. 10 (vom 7. März) des laufenden Jahrganges bekannt.

Die Entdeckung dieses interessanten Süßstoffes, welcher seiner chemischen Natur nach mit Zuder gar nichts und mit dem Saccharin Pflanzlichen, einem Produkte der Einwirkung von Kalk auf siedende Stärkezuckerlösungen, nur den Namen gemein hat, knüpft sich an schon vor einigen Jahren unternommene, rein wissenschaftliche Untersuchungen Dr. Konst. Fahlberg's und Prof. J. A. Remsen's an der Johns Hopkins Universität in Baltimore.

Diese Arbeiten, deren unerwartetes, praktisches Ergebnis das in Rede stehende Saccharin war, können hier, weil ausschließlich auf wissenschaftlich-chemischem Gebiete liegend, nicht einmal angebeutet werden; wiederholentlich sei nur bemerkt,

daß das Saccharin ein Erzeugnis aus dem Steintohlentheer ist, welcher die Grundlage eines Haupttheiles der modernen chemischen Industrie bildet. Das Saccharin ist also, um nur einige wenige allgemein bekannte Beispiele hervorzuheben, chemisch verwandt mit den Anilinfarbstoffen, der Carbolsäure, der Salicylsäure und zahlreichen anderen technisch oder medizinisch wichtigen Stoffen, sofern alle diese ihren gemeinsamen Ausgangspunkt schließlich im Steintohlentheer haben. Diese Abkunft scheidet das Saccharin scharf von den Zuderarten, welche entweder fertig als solche in einer Reihe von lebenden Pflanzen (Zuderrohr, Zuderrübe u. s. w.) enthalten sind oder durch Umwandlung verwandter Pflanzstoffe (z. B. Stärke, Cellulose u. dgl.) hergestellt werden können. Wir haben auch bereits früher hervor, daß man dem Saccharin in medizinischen Kreisen gerade deshalb ein lebhaftes Interesse entgegenbringt, weil es mit Zuder abtödt nichts zu thun hat und doch anstelle desselben Verwendung finden kann.

Was sich voraussetzen ließ, daß nämlich das Saccharin mit seiner enormen Süßkraft (verühnlichen Kraft) und verschiedenen, mit seiner Herkunft in Verbindung stehenden, schätz-

man die eingekleideten Menschen auf den Deck untercheiden, bald auch hörte man ihre Klufe, welche das Brausen des Meeres überhönten. Noch näher gekommen, sah man viele sich ins Meer stürzen, um nach dem Bande zu schwimmen, aber nur wenige wurden gerettet, von 80 Menschen nur 14. Die Schiffe gerieten endlich in die Brandung und wurden mit immer erneuter Gewalt gegen die Felsen geschleudert, bis zuletzt nur Trümmer von ihnen übrig waren, die auf den Wogen trieben. Wohl 1000 Menschen hatten sich nach und nach eingefunden, die diesem entsetzlichen Schauplatze fahrlässig zusahen. Den 14 Geretteten, die freilich förmlich wie Mäuler und Verbrecher ansahen, ließ man nicht einmal Zeit ihre nassen Kleider zu trocknen, sie wurden sofort nach dem Gefängnis abgeführt und die Geiselnahmen hatten noch genug zu thun, sie vor den Angriffen des rohen Pöbels zu schützen.

Inzwischen hatten sich noch mehr Reisende in unserm Wirthshause eingefunden, deren Ziel ebenfalls Neapel war, wir mußten an die Weiterreise denken, und so trafen wir denn, vier Wagen zusammen, am nächsten Tage von Terracina ab. Von hier an wird der Weg immer unsicherer, Ueberfälle und Raubmorde gehören nicht zu den Seltenheiten, wir hatten deshalb eine Bedeckung von sechs Gensdarmen mitgenommen, die uns drei Meilen weit begleiteten.

Wir erreichten indes glücklich Capua, wo sich der Lord einen Tag aufhielt, um die alten Festlichkeiten zu feiern, und segten erst am folgenden Tage unsere Reise fort. Als wir schon nahe bei Neapel waren, stürzte ganz plötzlich eine Kette von Menschen gegen unsere Wagen heran, die laut schrien und uns mit Steinen bewarfen. Ich unterdrieht nur den Ruf „Jacobini“. Um ihnen zu entkommen, mußten wir unsere Pferde in die schnellste Gangart versetzen, enttanen auch glücklich, und ehe wir es uns verahen, lag Neapel in seiner ganzen Ausdehnung vor uns, ein herrlicher Anblick. Hier ließ der Lord halten, was auch um der Pferde willen nöthig war, denn sie waren gänzlich erschöpft. Ich gewährte diese Pause Gelegenheit, das herrliche Neapel mit voller Muße zu betrachten. Rings um Meere umflammt liegt die gewaltige Stadt an den Abhängen eines Gebirges empor, in letzterem der Vesuv, weithin bemerkbar durch die Rauchwolke, die ihm ununterbrochen entfliehet.

Als wir an der äußersten Barriere angelangt waren, wurden wir von der Wade angehalten und ein Offizier erschien und forderte sorgfältig unsere Pässe. Erst als diese in Ordnung befunden und unterschrieben waren, konnten wir weiter fahren und mußten fast die ganze Stadt quer durchschneiden, bevor wir nach unserm Quartier gelangten. Ich sah also gleich am ersten Tage fast sämtliche Hauptstraßen von Neapel, auch den königlichen Palast, der zur Zeit aber von russischem Militär besetzt war, das von Korfu herüber

gekommen war, um den Wünderungen der Bazzaroni ein Ende zu machen.

Nachdem wir unser Quartier erreicht und der Lord unsern Begleiter begleitet entlassen hatte, war unser Wagen im Zu von einer Schaar von Bazzaroni in Beschlag genommen, welche sich daran machten, ihn abzupacken. Wie eine Schaar hungrierter Wölfe ließen diese halbmadten braunen Gesalten, die alleamtum schwarze Zähne hatten, über ihn her. Da half kein Heben, kein Drohen, wir waren nicht mehr Herren unseres Eigentums, in ungläublich kurzer Zeit war der Wagen abgepackt.

Ich begab mich sogleich zum Lord, um ihn zu fragen, wie ich die Bazzaroni bezahlen sollte. Er meinte, man müsse gute Miene zum bösen Spiel machen, man dürfe sich diese Leute nicht zu Feinden machen, ich möchte ihnen einen Scudi (4 Mark etwa) geben. Ich eilte wieder hinunter, aber wer beschrieb mein Entsetzen, als ich wieder Bazzaroni noch Wagen mehr finde — alles verschwunden. Der Wirth, den ich fast groß frag, wo unser Wagen geblieben? wollte nichts davon wissen, niemand wollte wissen wo der Wagen geblieben sei. Die Hausknechte wurden gerufen, der Lord wurde benachrichtigt und dieser war selbstverständlich sehr aufgebracht. Wir machten uns endlich auf den Wagen zu suchen. Da sah aus einem der Nachbarhäuser zufällig ein Mann zum Fenster heraus, und da er hörte, wie wir alle Welt nach unserem Wagen fragen, rief er uns zu und deutete mit der Hand nach dem Meere, dort würden wir unseren Wagen finden. Als wir um die nächste Ecke bogen, sonaten wir ein Stück vom Strande übersehen und siehe da! da war, in der That unser Wagen und die Bazzaronie waren beschäftigt, ihn zu waschen. Das ging alles mit einem Eifer und mit einer Schnelligkeit und unter einem Lärm von flatten, wie ich verglichen in meinem Leben noch nicht gesehen hatte.

Kaum angekommen war auch der Wagen schon fertig und als ich ihnen nun außer dem Scudi für das Abpacken noch einen halben Scudi für das Abwaschen gab, da fragten sie nocher wir kämen, und als sie verstanden hatten, daß wir „Angesees“ wären, da fasten mich unrollich sechs dieser braunen Burden an Händen und Beinen. Alles Sträuben alles Schreien half nichts. Ich glaubte, sie wollten mich ins Meer werfen, das geschah aber nicht, vielmehr warfen sie mich sechs mal hoch in die Luft und fingen mich jedesmal wieder mit ihren Armen auf. Wir bergang Hören und Sehen und als sie mich wieder auf meine Füße stellten, brach ich bewußtlos zusammen. Das demnächstige sie aber gar nicht, ein Weib gab mir eine Quantität Meerwasser ins Gesicht, sie raffen mich auf, schoben mich in den Wagen, spannten sich davor und nachdem sie ihn aus dem Uferlande heraus hatten ging es mit Rufen und Schreien im vollen Trab unserm Gasthofe wieder zu.

(Fortsetzung folgt.)

Beischauf; und doch sind die der beiden Männer sehr verschieden von der Frau, nicht wie sonst Männer- und Frauen-Schriften von einander verschieden zu sein pflegen, sondern so, wie sich ein Spielhagerischer Roman von einem Gutsbov'schen unterscheidet. Sara Kubler erzählt nicht nur, sondern, wie Gutsbov, erzählt sie und reflektirt und dozirt zugleich. Ist das schon bei Gutsbov ein Grundmangel gegen die aus ihrem Weien entnommenen Gesetze der epischen Dichtung, so noch weit mehr in diesen Kinder- geschichten, in denen zu allen raionirenden Betrachtungen und Folgerungen, wie sie sich aus dem Vorliegenden ergibt, die Kräfte fehlen. Beischauf, und wenn ich mich recht erinnere, auch Reichenaufen lassen emach die Thatsachen für sich reden und genügen lo in den Geschehen der Dichtung wie den Anforderungen des bendenden Verstandes. Folgt Sara Kubler in ihren späteren Kindergeschichten diesem Beispiel und vermeidet sie angeden in Zukunft die bei ihr erklärliche Veranlassung beständig Wrens mit nordamerikanischen Sitten (die ist laut Kirchner's Literatur-Kalender 1853 in St. Louis geboren), so wird sie noch vor- zuziehlicher leisten, als sie in diesem Buche geleistet hat, denn daselbe zeugt von feiner Beobachtungsgabe und idonem Talent für Darstellung, und mit Ausnahme der vorletzten Erzählung „Unser Junge“, die wegen völligen Mangels an pädagogischem Takt penlich berührt, sind sämtliche Stücke desselben reizvoll und sympathisch.

Literatur und Kunst.

* Die Fortschritte, welche die graphischen Künste in der Gegenwart gemacht haben, sind es allein, welche Unternehmungen möglich machen, wie „Die Kunst für Alle“, ein periodisches Werk, von welchem jetzt das erste Heft des zweiten Jahrganges vorliegt. Wir haben desselben früher bereits gedacht, freuen uns, unsere Leser nochmals mit dasselbe hinvornein zu können und thun dies in der vollen Ueberzeugung, daß wir, indem wir ihnen das Buch empfehlen, ihnen damit einen höchst nützlichen Dienst erweisen. „Die Kunst für Alle“ bietet nur Vortrüglichen und ist weit erhabener über einer Menge von sogenannten Kunstwerken, die wenigstens theilweise ähnliche Zwecke zu verfolgen wähen. Der Herausgeber ist Friedrich Wecht, der Vektor der deutlichen Kunstliteratur; dies allein schon ist eine Bürgschaft für die Gediegenheit des Unternehmens, wie eine zweite die Verlagsanstalt von Brindmann in München bietet, welche das Werk erweihen läßt. Sein Zweck ist klar und deutlich im Titel ausgedröckten: „Die Kunst für Alle“ soll in die entlegensten Winkel des deutlichen Vaterlandes dringen, sie soll Kunstthum wecken und fördern auch da, wo sonst alle Beziehungen zur Kunst abgebrochen sein würden; vor allen Dingen soll sie ausschließlich das deutsche Volk fördern und zwar wieder ausschließlich das wahrhaft Edel, Schöne, Lebendige, Fruchtbare. Daß sie diesen Jagen in dem ersten Jahre ihres Bestehens mit gutem Erfolge nachgegangen, beweist



Da war nun guter Rath theuer und, wie stets in solchen Lagen, ließ der Lord den Kammerdiener kommen, um dessen Rath einzuholen. Der aber, als er den Zusammenhang erfahret, wurde sehr böse und las dem Lord den Text in der freimüthigsten Weise. „Haben Sie schon vergessen?“ sagte er, „wie es uns in Mailand ergangen ist, wo wir drei Monate auf dem Kastell sitzen mußten, und schon bringen Sie uns hier wieder in die größte Verlegenheit. Bei andern Gelegenheiten werfen Sie das Geld mit vollen Händen weg und diesen Pfaffen verweigern Sie einige Thaler. Schämten Sie sich!“

Der Lord ließ alles über sich ergehen und gab zu, daß er sich in kürzester Weise überall habe.

Wir gingen nun, der Kammerdiener und ich, zum Wirth hinunter und suchten ihn zu bejähigen. Wir boten unsere ganze Ueberredungskunst auf — alles war vergeblich, wir waren geächtet. Und wie der Wirth, so sein ganzes Haus. Am Tage zuvor hatte ich einen fremdbildigen Subenmädchen ein buntes Tuch geschenkt, weil sie merken ließ, daß sie es gar zu gerne haben möchte. Dieses Mädchen begegnete mir jetzt auf der Treppe, da floß sie entsetzt wie vor einem Ausfälligen. Wir sahen ein, daß wir über Hals und Kopf ausbrechen mußten, aber zuvor mußten wir Futter für die Pferde haben. Ich ließ nach dem Markt und war auch so glücklich Pater und Hen zu erhalten, dann untersuchten wir unsern Proviantkorb, der glücklicherweise noch so viel enthielt, daß jeder für den Augenblick wenigstens etwas erhalten konnte. Dann gingen wir auf den Wagen zu. Wägen in der Arbeit erziehen das oben erwähnte Mädchen und schreute mir aus der Ferne das Oben wieder zu, das ich ihr geschenkt hatte. Ich nahm es bedauernd, hatte aber die Freude zu sehen, daß sie bereits die Anfangsbuchstaben ihres Namens eingeatmet hatte. Dieses Tuch habe ich nach Deutschland zurückgebracht und der Kuriosität halber lange Jahre aufbewahrt.

Als wir reisefertig waren, bezahlten wir den Wirth (unser Geld nahm er), und ich mußte auf Befehl des Lord im Hofe die Pistolen und Karabiner laden, weil die Möglichkeit eines Ueberfalls nicht ganz ausgeschlossen war. Dann mußte ich mit dem ältesten Reitknechte vorreiten und mich in einer Entfernung von 100 Schritten vom Wagen halten, der folgte. In ihm befanden sich der Lord und der Kammerdiener.

Es stürmte und regnete noch immer, als wir abhüben und wir sahen zwei langsame, aber kaum hatten wir das schlechte Pflaster des Städtchens hinter uns und den ebenen Weg genommen, als wir die Pferde laufen ließen. Das Städtchen war bald unsern Blicken entschwunden. Aber beschrieb aber unser Entsaunen, als plötzlich, nachdem wir gegen drei Stunden schaff gefahren waren, die Sonne hervor kam und es das schönste Wetter wurde! Hatte die Mutter Gottes die Schiffe der Landleute und ihre Gebete gehört?

Als wir die erste Poststation erreicht hatten, ging der Lord alsbald wieder zu der von ihm beliebten Methode über, mit Postpferden zu reisen. Ich mußte sechs Pferde für den Wagen und ein siebentes für mich als Vorreiter bestellen.

Im schärfsten Trabe ging es weiter und die ganze Nacht

hindurch; andern Tages kamen wir bei guter Zeit in Terracina an. Die Gegend war nicht ganz gebauer, auch mußten wir die pontinischen Sümpfe durchschneiden, doch passirte auf dem ganzen Wege rein gar nichts, was der Ernährung werth gewesen wäre. Die Luft in den Sümpfen belästigte mich sehr, ich weiß sie kaum anders zu beschreiben, als daß es mir vorfam, als ob der Fog über ein Schlachtfeld ginge, wo tausend Leichen verwehen umherlügen.

Terracina liegt auf der Grenze zwischen dem Kirchenstaat und Neapel. Hier war es sehr lebhaft, unser Wirthshaus war ganz voll von Reisenden, darunter befanden sich auch zwei englische Familien. Theils dies, theils aber auch die reizende Lage des Osthafens mit dem Ausblick auf die See veranlaßte den Lord, drei Tage hier zu verweilen. Der Wind war stark und wehte von der See nach dem Lande, ich konnte daher schon von unserer Wohnung die Wogenberge herausströmen sehen und das Donnern der Brandung hören.

Kaum hatte ich meine Obliegenheiten beendet, da eilte ich an den Strande. Der Felsen lief ziemlich schroff nach dem Meere ab und von meinem Standpunkte aus konnte ich so recht das in Aussicht befindliche Meer übersehen. Woge auf Woge brach sich bornevnd zu meinen Füßen, zurückstehend bildete sich ein schwarzer Schlund, groß und tief genug, um ein Schiff zu verschlingen. Kaum, aber daß man den Schlund sich bilden sah, da stürzte sich schon wieder ein Wellenberg darüber, noch gewaltiger als der vorige, wenn ein Felsen zerplatzte. Wunderbar ergriff mich dieses Schauspiel, das ich zum erstenmal in meinem Leben sah, Gefühle überkam mich, die lange in meiner Brust geschlummert hatten, ich fiel auf die Knie und betete, betete so recht aus dem Grunde meines Herzens.

Als ich zurückkehrte, fand ich den Kammerdiener mit dem Wirth im Gespräch, er bestellte für uns beide ein gutes Abendessen und gleich darauf suchte ich mein Lager auf, denn ich war von dem Ritt den vorigen Tag und die ganze Nacht hindurch sehr ermüdet. Aber war es das Brausen des Meeres, was es meine aufgeregte Stimmung, genug, ich konnte nicht mehr schlafen, stand wieder auf und ging abermals nach dem Strande. Das Toben der Wellen erstiegen in der Dunkelheit der Nacht noch großartiger als am Tage und lange verweilte ich, bevor ich aufs neue mein Lager suchte und endlich den ersehnten Schlaf fand.

Der Morgen bracht uns ein neues, aber sehr trauriges Schauspiel. Kaum grante der Tag, als im Süden des Sturmes Rothschiffe von der See herüber tönten. Alles eilte nach dem Strande und es dauerte auch nicht lange, bis man zwei Fahrzeuge gewahren konnte, die, bald auf den Rücken der Wellen sichtbar werdend, bald wieder verschwindend, langsam dem Ufer zutrieben. Sie hatten Segel und Masten verloren. Näher kommend unterrichtete man Mannschaft auf den Verdeckten und bald darauf wurden die Schiffe als Seeräuber erkannt. Sie kamen näher und näher, aber Anhalten zur Rettung wurden nirgends gemacht, bei dem hohen Wogenang waren sie auch wohl nicht möglich gewesen. Bald konnte

mit solchen, deren Fertigkeit in Unethik besteht („charakterlosen Menschen, „problematische Naturen“) während dieses nur unferige, werdende Charaktere, ohne Kinder, vorüber. Es soll hier nicht erörtert werden, welche sittlichen und itroirechtlichen Folgen dieses Unethikethis des Kindescharakters haben kann, zumal dieses Thema erst kürzlich in den Spalten dieser Zeitung behandelt zur Nummer vom 7. No. d. J.; es mag nur beizweilweise bemerkt sein, daß selbst junge Leute (erst mit dem 21. Lebensjahre ist das Gehirn vollständig entwickelt) sehr oft erst lange nach Vollbringung einer bösen That sich der Folgen derselben bewußt werden und es ist eine angemachte Sache, daß Kinder nur äußerst selten die Tragweite ihrer Handlungen zu erkennen vermögen. Sowie in der That, daß unter diesen Umständen in Kindergehirnen nicht von charakteristischen Thaten und Worten, also nicht von einer eigentlichen Charakteristik der handelnden Persönlichkeit die Rede sein kann.

Aber die allerhöchsten Kindergehirnen von Rudolf Reichenau („Aus unseren vier Wänden“ Bd. I.), von Emil Weisbach, die in diese Gruppe gehören, und ebenso die vorliegenden von Sara Dugler — führen sie nicht ihre kleinen Wesen gerade so, sie charakterisirend, vor, wie andere Erzähler ihre großen? — Bewußt! Aber es ist ein Unethikethis haben, und zwar ein sehr bedeutungsvoller: Der Unethikethis der Erwachsenen sieht keine Geschöpfe mit dem Auge des Psychologen, und, wie er sie sieht,

schilbert er sie mit dem Griffel des Dichters; der Novellist der Kinderwelt dagegen sieht keine Geschöpfe mit dem Auge des liebenden Vaters oder der liebenden Mutter, und, wie er sie sieht, so führt er sie mit der Kinnit des Poeten vor unser Auge. Es darf beiden die Liebe nicht fehlen; jener aber hat nur die Liebe des Schöpfers zu seinem Geschöpfe, wie es wirklich ist; dieser dagegen mit Biederigkeit und Wohlthat, wie es ihm Kindern und stellt kraft derselben Bilder von ihnen auf, die der Wirklichkeit nicht vollkommen entsprechen. Nur so ist dieser didaktische Prozeß möglich. Denn entsprächen solche Bilder der Wirklichkeit, so könnten sie nicht Gestalten der epischen, der erzählenden Dichtung darstellen, die es mit dem Zusammenhang von Geschehen (Charakter) zu thun hat, sondern sie würden Einzelheiten nur als Typus der Ethnographie gleichen, die das Einzelne in der Verfassung der Masse anzeigt. Denn alle Kinder werden in der Verfassung der eigenen Entwicklungsang der Masse, in der sie geboren sind; anfangs sind sie, wie Max Nordau im Vorwort sagt, „tödtlich, selbstthätig, gemaltheitig, verlogen, undankbar, ohne Sinn für Menschlichkeit, Muth und Scham“ und nur allmählich lernen sie die angeborenen bösen Triebe bekämpfen und unterdrücken; und zwar Eins wie das Andere, Eins als Typus für die Gattung „Kind.“

Alle die vorliegenden Erzählungen von Sara Dugler, nehm an der Zahl, beschäftigen das Geloigte, ebenso die von Reichenau und

Teil der jetzt mit Ribben bebauten Felder zurückgegeben werden, — an Quantität mehr Stärke als Zucker darauf zu ernten —“

Auf die günstigen Nachwirkungen, welche eine Saccharin-Industrie nach Dr. Fahlberg's Ansicht weiterhin auf verschiedene Zweige der chemischen Großindustrie ausüben kann, kommen wir vielleicht ein anderes Mal zu sprechen.

Dr. G. Baumert.

Gäufemast in Pommern.

Hierüber giebt die „Geflügel-Zeitung“ folgende Notizen: Der Anzucht der Gänse liegen mehr kleinere als große Grundbesitzer ob. Jene treten einen bedeutenden Theil ihrer Pflanzung in die Hände ab, durch welche sie an die Bläse geführt werden, wo man sie mästet, schlachtet und die Brüste räubert. Durch die Größe berücht sind die Ribbenwälder Gänse. Die Ribbenorte Pommerns sind nicht im Stande, dem Bedarfe zu genügen, und es empfindet sich eine Gebrauchs-landwirtschaftlichen Zweiges auch andernorts. In Pommern bringt man die Gänse in Ureinzüchtungen von 100 Schritt Quadrastück, in welchen ihnen freie Bewegung gestattet ist. In solchen Gebäuden ist die Abwartung bequemer und vorzüglicher zu handhaben, wie auch durch die Reinhaltung derselben die Freiheit der Tiere erhöht wird. Durch die finstere engere Einperrung leiden das Fett und Fleisch, ebenso die Federn infolge der Unreinlichkeit. Guter Scher gilt als das beste Wachsmittel, doch giebt derlei sehr dünnes nicht beliebtetes Schmal, und ist sehr theuer; leichte Waare tangt nichts. Billiger füttert man die Gänse in den ersten 8 Tagen mit geklopften Rohrüben, mit gekochten, zu einem steifen Brei getriebenen Kartoffeln; in Krüpen und auf den Hof werden einige Erben gestreut; hierauf bietet man ihnen ohne Unterbrechung drei bis vier Tage lang gedörrte abgekühlte Gerste in einem Tröge; vom elften bis zwölften Tage an Gerstehirse, vermischt mit Kartoffelflocken. Nach acht Tagen folgen Erben, welche den Gänsen in den täglich gereinigten Wassertrög in solchem Maße geschüttet werden, daß sie diese größtentheils genossen zu sich nehmen; daneben fahnen die zuletzt genannte Nahrung immer noch zu. Nach diesem billigeren Verfahren gekaufte Gänse liefern besser erhaltene Federn, feineres Fleisch und Schmal.

Dzon.

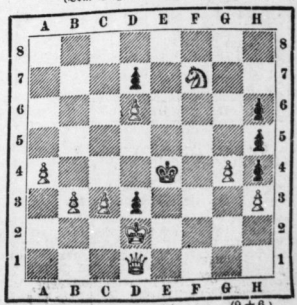
Während man dem Dzon bisher nur heilkräftige Wirkungen zuschrieb, fängt man gegenwärtig an, in dieser Beziehung etwas mehrtraulich zu werden. Es zeigte sich nämlich bei den letzten möglichen Erkrankungen an der Zungenentzündung in Remond, daß der Dzongehalt der Luft ein außerordentlich hohes war. Sollte auch an anderen Orten ein gleiches Zuammentreffen beobachtet werden, so wäre der Rautal-Nexus unüberwindlich aufzuheben. Bekanntlich tritt die Zungenentzündung gern bei trockener Luft auf. Trockene Luft ist aber — weil sie schlaube Verdunstung verursacht — zugleich die Veranlassung reichlicher Zuzunehmung-Gleichzeitigkeit veranlaßt also die trockene Luft einerseits Erkrankungen an der Zungen, andererseits die Bildung von Dzon.

Sach.

Rebigit von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 211.

Von Hermann Rebanst in Berlin. (Som Diagramm aus komponirt.)



Welch giebt an und legt im 3. Zuge matt.

baren Eigenschaften praktische Verwendung nach verschiedenen Richtungen würde finden können, scheint bereits in Erfüllung gegangen zu sein; unmiten unserer Ribbenzuckerindustrie befindet sich nunmehr, und zwar in Salze-Weierhäusern (in der Nähe von Schönebeck a/E.) die Saccharin-Fabrik von Fahlberg, Witt & Co., welche die Patente des Entdeckers des Saccharins (Nzt Dr. C. Fahlberg aus New-York) verwerten will. Als persönlich haltende Gesellschaft dieses Unternehmens, welches den Charakter einer Kommandit-Gesellschaft besitzt werden genannt: Dr. Konstantin Fahlberg und Dr. Adolf Witt (aus Leipzig).

Von der Darstellung des Saccharins oder, wenn wir uns der wissenschaftlichen Bezeichnung bedienen: des Benzoesäure-Sulfins wolle wir hier nicht reden; in dieser Beziehung sich dem Nicht-Gemitter auch nur annähernd verständlich machen zu wollen, dürfte ein völlig ausfälliger Versuch sein. Genug, es wird dieser Stoff von der genannten Firma jetzt im Großen dargestellt, und man darf dem Erfolge des jungen Unternehmens mit Interesse entgegensehen. Ob sich daraus ein besonderer Industriezweig entwickeln wird, Ählich wie es im Laufe der letzten Jahrzehnte mit der Salzsäure oder mit dem Anilin der Fall war, bleibt selbstverständlich abzuwarten.

Die in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika im Aufblühen begriffene Stärke- bezügl. Traubenzucker-Industrie legte dem in New-York lebenden Entdecker des Saccharins den Gedanken nahe, aus dem weniger süßen Traubenzucker unter Zufuh von einer geringen Menge Saccharin ein dem Rohzucker (bezüglich Ribben-) Zucker an Süßigkeit mindestens gleichstehendes Produkt herzustellen und zwar zu bedeutend billigerem Preise als dem an und für sich schon niedrigen Zuckerpreise.

Um diesen Gedanken in seinen vollen Umfang zu verstehen, muß man sich die Pflichten vergegenwärtigen, daß die Darstellung des Rohzucker, was gleichbedeutend des Ribbenzuckers aus verwandten Pflanzenstoffen sich jetzt noch ein ungelöstes Problem ist. Dieser Zucker ist zur Zeit nur als ein Bestandtheil gewisser Pflanzen wie des Zuckerrohrs, und der Zuckerbete bekannt. Die Ribbenzucker-Industrie thut also wieder nichts, als daß sie eine verhältnismäßig geringe (meist 10-12 Proz.) Menge des in den Ribben fertig vorhandenen Zuckers mit Anwendung eines großartigen und entsprechend komplizierten Apparates den Ribben entzieht und von allen sonst beigemengten Ribbenbestandtheilen reinigt. Nach niemals aber ist trotz vielfacher Bemühungen bis zum heutigen Tage auch nur ein Nennchen dieses in den Ribben enthaltenen Zuckers ohne Mitwirkung der Ribbenflanze aus chemisch verwandten Stoffen künstlich dargestellt worden.

Ganz anders liegt dagegen die Sache bei dem Stärke- oder Traubenzucker, der zwar auch ein häufig vorkommender Pflanzenbestandtheil (z. B. in einer Anzahl von Früchten und süßen Pflanzenstheilen) ist, sich aber außerdem mehr oder minder leicht aus verwandten Stoffen (Stärke, Schilose u. dgl.) durch Behandeln mit verdünnten Säuren, sowie durch Einwirkung von gewissen Fermenten in beliebig großen Mengen künstlich herstellen läßt. Erinnert sei nur beispielsweise an das „Verzuckern der Stärke“ in den Gährungsgeweiden durch Schwefelsäure oder durch Diastase, das Ferment des Malzes. Diese Prozesse bezwecken weiter nichts als die Ueberführung des Stärkemehles in Stärke- bzw. Traubenzucker.

In dem hohen Stärkegehalt der in- und ausländischen landwirtschaftlichen Kulturpflanzen ist die Bedingung zu einer ausgedehnten Stärkezuckerindustrie gegeben. Der Stärkezucker aber ist dem Rohzucker nicht gleichwerthig hinsichtlich der versüßenden Kraft, und bezüglich dieser will nun Dr. Fahlberg den Stärkezucker durch Saccharin dem Rohzucker gleichwerthig machen; wie schon bemerkt zu einem erheblich niedrigeren, als dem gegenwärtigen Ribbenzuckerpreise.

Steigt den Fall, dessen „Für“ und „Wider“ wir vorläufig nicht erörtern wollen, es gelänge in der angegebenen Weise ein den Rohzucker ergebendes billigeres Produkt herzustellen, welche Wirkung würde diese Erfindung auf die Ribbenzucker-Industrie haben? Dr. Fahlberg antwortet auf diese Frage: „Die mit Vacuumpannen, Filterpressen und Kohlenfiltern eingerichteten Ribbenzuckerfabriken könnten nach wie vor in Operation bleiben, um anfast 10-12 Proz. Zucker aus den unreinen Ribbenstäben abzuziehen, 60-65 Proz. Stärke der verschiedenen Getreidearten in Stärkezucker überzuführen. — Der Landwirthschaft könnte zum Bau von Getreide ein großer

